

I. 213.

## **Dr. Heribert Richarz**

**Freiburg**

### **Dramatische Tage als junger „Arzt“ in Freiburg**

*Als höheres Medizinsemester, eigentlich bestimmt für einen Einsatz im Elsass, wird Heribert Richarz vom Chef des Lorettokrankenhauses in **Freiburg**, damals Hauptverbandsplatz, im November 1944 an dessen Krankenhaus abgeworben. Er wird ins Vertrauen gezogen, dass im Herzynenhaus, nun der SS als Nachsorgehaus überlassen, Freiburger Juden, die deportiert werden sollen, mit vermeintlichen Krankheiten festgehalten werden. Richarz sieht bei der Arbeit im Lazarett, bei Operationen Tag und Nacht viel Leid und auch falsch verstandenes Heldentum. Das Team hilft jungen SS-Soldaten, ihre Tätowierungen los zu werden, da die französischen Truppen mit SS-Leuten oft kurzen Prozess machen. In dem mit Nachbarn selbst gegrabenem Erdbunker an der Sonnhalde erlebt er den Einmarsch der Franzosen: Kurzes Gefecht mit einer Granatwerfergruppe. Auch von den Franzosen werden die deutschen Ärzte eingesetzt – und diese können sich bewähren und Respekt verschaffen.*

November 1944: Ende des Monats erhielt ich den Stellungsbefehl nach Colmar, dem Brückenkopf im Elsass, dort erwartete man mich, da ich höheres Semester der Medizin war, als Truppenarzt. Dort lagen auch starke Verbände der Waffen-SS. Ich sollte am 1. Dezember meinen Dienst antreten.

Am Vorabend traf ich Dr. Diemer, den Chef des Hauptverbandsplatzes Elsassfront und Chef der chirurgischen Abteilung des Lorettokrankenhauses. Er klagte über den Ärztemangel im Hause, mit dem steigende Verwundetenzahlen nicht mehr zu bewältigen seien: „Wenn Sie Lust haben, kommen Sie zu mir, ich werde alles richten.“

Gegen 20 Uhr schellte es bei uns zu Hause. Es kam eine Ordonnanz vom Lorettokrankenhaus und teilte mir kurz mit, dass der Chef mich morgen früh 6.30 Uhr zum Waschen im OP erwarte, alles andere sei erledigt. Es war eine Einberufung im Rahmen des „Volkssturms“.

Das Lorettokrankenhaus war das einzige noch betriebsfähige Krankenhaus nach dem Bombenangriff vom 27. November. Die Frequenz der Krankentransporte hielt sich im Dezember in Grenzen. Mit Einbruch der Dämmerung wurden die Verwundeten auf Lastwagen angefahren, in dreckigen Lastwagen mit Blutresten von den Vortagen. Ende Dezember 1944 lernte ich dort auch Reinhold Schneider kennen, der wegen eines ausgedehnten Furunkels behandelt wurde.

Im Januar und Februar 1945 hatte ich noch Zeit, nach der Heimkehr am „Bunkerbau“ hinter unserm Hause in der Sonnhalde 24 tätig zu sein. Dieser Bunker wurde von den Anwohnern selbst gebaut, ein Nachbar konnte sogar Sprengstoff besorgen, um den Fels auszusprengen. Mit den länger werdenden Tagen wurden die Kämpfe im Elsass heftiger. Die Zahl der Verwundeten nahm beträchtlich zu – alle wurden in der Nacht noch ärztlich versorgt. Ende Februar wurde ich von Herrn Diemer ins SS-Haus

(ehemaligen Herzynenhaus) mitgenommen, die Wehrmacht hatte es wieder für sich reorganisiert als Nachsorgehaus für Leicht- und Mittelschwerverletzte.

Auf dem Wege teilte mir Dr. Diemer unter strengster Diskretion mit, dass im Keller des Herzynenhauses Juden vor dem Zugriff der Nazis versteckt waren – alle hatten Transportscheine nach Theresienstadt oder in andere Lager. Dabei fielen (als Unterstützer. B.S.) die Namen des Leiters der Gynäkologie Dr. Baer, von Professor Paal, dem Chef der Inneren Abteilung, von Professor Dr. Kraske, Gütermann (von der Nähseide-Firma) und den Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen mit Sitz in Umkirch.

Insgesamt versteckten wir 10 bis 15 Juden in den Kellern des SS-Hauses. Im Treppenhaus hing – ich erinnere mich gut – eine große Tafel mit Runenzeichen und dazu eine Erklärung der jeweiligen Bedeutung. Die Juden waren alle als nicht transportfähig erklärt und mit einer fiktiven Krankheit dort eingeliefert und auch „operiert“ worden – das heißt, es wurden die zur Operation erforderlichen Hautschnitte gemacht. Meistens „verbutterten“ die Wunden, und so konnten wir die Menschen dort von November 1944 bis zum 21. April 1945 stationär halten.

Der Aufenthaltsort im Keller: einfache Holzpritschen mit einer Ablage für Matratzen – meist drei bis vier in einem Raum. Die hygienischen Möglichkeiten waren offensichtlich schlecht, aber es war ordentlich, sauber, und sie wurden auch mit Essen versorgt – viel Sauerkraut und Kartoffelbrei. Die Schwerverwundeten bekamen doppelte Lebensmittelrationen. Ob sie diese verkonsumierten oder nicht – die Zuteilungen wurden geliefert. Die Schwerverletzten konnten von der Zuteilung keinen Gebrauch machen, so fiel dort auch dieses oder jenes für die armen Menschen im Keller ab.

Im Falle einer NS-Kontrolle hätte dies alles seine Richtigkeit gehabt. Die Juden waren notdürftig untergebracht, denn normalerweise bekamen Juden und Halbjuden keine Lebensmittelkarten, und meines Wissens mussten sie aus der Krankenhausküche einfach mit ernährt werden. Wie weit die Krankenschwestern informiert waren, weiß ich nicht. Ich weiß nur, dass die OP-Schwester Melania – später, glaube ich, wurde sie auch Oberin des Hauses – informiert war. Meist gingen die Juden einzeln im Park in der Nacht spazieren, am 22. April 1945. wurde die Abteilung aufgelöst.

Die Mutter meines Freundes, der Halbjude war, wurde dort an einem fiktiven Myom operiert. Ihr Sohn – mein Freund – wurde von Prof. Kraske in Emmendingen am Blinddarm operiert. Beide hatten den Marschbefehl nach Theresienstadt, seinen habe ich selbst gesehen. Er wurde im Krankenhaus in Elzach versteckt und kam dann am 22. April 1945 nach Hause. Er konnte dann auch studieren und wurde später einer der beiden Leiter des CERN in Genf. Sein Abitur hatte er mit 16 Jahren mit „sehr gut“ am Friedrichsgymnasium bei Direktor Dr. Brühler gemacht, der die jüdischen Schüler sehr schützte. Wenn die Gestapo kam, um die Klassenbücher zu kontrollieren, war Brühler vorher da: „Sie sehen so schlecht aus, gehen Sie mal nach Hause!“

Studieren durfte mein Freund damals nicht, er machte dann eine Feinmechaniker-Lehre bei der Firma Zäh in der Brombergstraße und wurde dort Geselle. Weihnachten 1945 fuhr er mit dem Reisepass Nummer eins (den habe ich selbst gesehen) nach Einsiedeln – dort hatte er bis 1938 die Schule und das Internat besucht. Die Franzosen stellten den Pass aus „zum Besuch der Eltern“, obwohl diese in der Okenstraße wohnten, es kontrollierte niemand. Jedenfalls staffierten ihn die Patres so aus, dass er auffiel.

Bei einem Spaziergang in die Stadt im Februar 1946 – ich begleitete ihn – gingen wir durch das Schwabentor. In Höhe der Eisenhandlung Bauer waren zwei französische Offiziere dicht hinter uns, einer von ihnen zeigte mit dem Stöckchen auf die Schuhe meines Freundes: „Regarde ces souliers, ah les pauvres Allemands!“

Doch zurück zum Kriegsgeschehen. Mit Ende Februar und März wurden die Jagdbomberangriffe häufiger – das Frühjahr kam warm. Wir hatten alle Hände voll zu tun. Als ich durch die Gänge im Krankenhaus eilte, erlebte ich eine Prügelei zwischen zwei deutschen Offizieren, einem Oberleutnant und einem Oberst. Ursache war das Ritterkreuz, das der Oberleutnant hatte und das er nach Meinung des Oberst zu Unrecht erhalten hatte.

Während eines Kurzbesuches auf der Sonnhalde bei den Eltern – es war wieder ein Jagdbomberangriff – hatte die Flak eine der Maschinen abgeschossen. Dem Bombenschützen war es gelungen, über dem Rosskopf abzuspringen, die Maschine war im Vorgarten Sonnhalde 27 oder 29 abgestürzt und hatte sich dicht neben dem Vorgarten in die Erde gegraben. Der Pilot war tot, die Maschine nicht explodiert. Kurz danach zog eine Horde, zum Teil in SA-Uniform, mit allem Möglichen bewaffnet den Hohlweg hinauf. Doch es gelang dem abgesprungenen Kanadier, in die Schweiz zu entkommen, so hörte man später.

Der März wurde sehr arbeitsreich für uns, Schlafen war als mal stundenweise möglich. Die Schwerverwundeten, in einem Durcheinander mit LKW „angekarrt“ – ein Bild des Grauens – beschäftigten uns die Nacht über. Wir operierten auch bei Fliegeralarm. Das war unangenehm, es fielen einige Bomben, auch wenn größere Bombenangriffe ausblieben. Tagsüber wurden die Zivilisten operiert – auch dafür musste die Zeit gefunden werden.

Ende März wurde uns ein Transport Schwerstverletzter angefahren, fast alle 16 Jahre alte Soldaten. Ich erinnere mich an einen, dem wir beide Beine amputieren mussten, er war sechzehneinhalb. Morgens bei der Visite – Anfang März war mal ein Feldunterarzt und ein junger Mann (Medizinstudent) zur Mithilfe zugeteilt – trug einer einen Pappkarton mit EK I (Eisernes Kreuz) darin. Wir kamen zu dem jungen Doppelamputierten, und der Chef heftete ihm im Namen des Führers das EK I an das Hemd. Es ging ihm schlecht, abends machte ich nochmals einen Besuch, er war sichtlich im Verfall. Als ich ihn fragte, wie es gehe, zeigte er auf das EK I und sagte kaum hörbar: „Ich bin stolz, im Leben meine Pflicht getan zu haben.“ Ich ging hinaus und war verzweifelt, in der Nacht starb er.

Ähnliche Situationen bestimmten das Tagesgeschehen mit. Der Blutverlust der Patienten war schon auf dem Transport riesig, Blutkonserven hatten wir damals nicht. Am Tag gab es drei bis vier Todesfälle.

Es war wohl Anfang April, als zwei Mann einen Dritten gestützt hereinbrachten. Ich hatte gerade „Stallwache“, der Chef hatte sich eine Stunde zurückgezogen, und so kümmerte ich mich um den Patienten. Er trug eine Fantasie-Uniform, und es stellte sich heraus, er war der Kommandant oder zumindest ein höherer Rang des Freiburger Volkssturms. Es wusste jeder, er hatte den Auftrag und wollte ihn auch ausführen, alle Brücken über die Dreisam – Kronenbrücke bis Schwabentorbrücke – beim Einmarsch der Franzosen zu sprengen. Unter den Brücken liefen die Versorgungsleitungen der Stadt: Trinkwasser, Strom, Gas; auch der Milchhof sollte gesprengt werden.

Der Volkssturm-„Kommandeur“ hatte sich einen Fuß verletzt, ich ließ ihn wegen Verdacht eines Bruches röntgen. Die Röntgenschwester verstand vom Lesen der Röntgenbilder natürlich mehr als ich, was durchaus verständlich war, sie sagte aber nicht viel. Ich weckte den Chef – es mag so gegen 15 Uhr gewesen sein. Der Chef war augenblicklich zur Stelle und sagte mir im Vorbeigehen: „Der kommt mir gerade richtig“.

Im Ambulanzzimmer in Anwesenheit des Patienten schaute er sich die Bilder lange an, und sein Gesicht wurde sehr bedenklich. „Ja, gebrochen ist wohl nichts, aber die Knochenhaut ist stark gereizt – oft das erste Anzeichen einer beginnenden Knocheneiterung. Eine gefährliche Sache. Ich muss Sie in Gips legen, und es ist zwingend, zur Ruhigstellung die nächsten zwei Gelenke mit einzugipsen, also Knie und Hüftgelenk.“ Da half auch keine Erklärung, was alles seine Aufgabe sei – die Vorbereitung der Sprengung der Brücken etc., etc., auch der Gaskessel an der Eschholzstraße gehörte zum Plan der Sprengungen – alles geheime Kommandosache.

Wir fingen an zu gipsen. Der Mann passte auf keine Bahre, und wir legten ihn auf die Doppeltüre zum Zimmer des Chefs und stemmten ihn zu sechst die Treppen hoch in den dritten Stock. Die Aufzüge waren für solche Transporte nicht geeignet. Die Franzosen „übernahmen“ ihn dann, aber Freiburgs Brücken mit ihren Versorgungsleitungen blieben erhalten.

Drei Tage vor dem Einmarsch der Franzosen kamen acht bis zehn junge SS-Soldaten in der Frühe, höchstens 16 Jahre alt. Sie kamen vom Schwarzwald und waren vor den dort einrückenden Franzosen geflüchtet. Die Franzosen machten mit SS-Leuten kurzen Prozess, die jungen Menschen waren von Angst gejagt. Sie waren ja alle zur SS gepresst worden und hatten ihre Blutgruppe unter dem Arm eintätowiert. Wir entfernten die Blutgruppen so, dass der Schnitt nach einer Verwundung aussah und steckten sie in Wehrmachtskleidung, die uns von den leider zu oft verstorbenen Schwerverletzten zur Verfügung stand. In den letzten Wochen kümmerte sich niemand mehr um die Uniformen. Wir mussten die jungen Leute wieder wegschicken, denn das Lazarett war absolut überbelegt.

Am 20. April war es sehr ruhig, die Panzer standen dicht vor dem nördlichen Freiburg und der Chef empfahl uns, am nächsten Tage zu Hause zu bleiben. Am 21. April gegen 13 Uhr fuhren die ersten französischen Panzer über die Zähringer Straße ein. Wir konnten das von der Sonnhalde aus beobachten – die Stadtteile, insbesondere Herdern, waren noch nicht sehr zugebaut. Am Waldrand des Hebsacks hatte sich eine Werfereinheit der SS eingegraben und schoss auf die einmarschierenden Franzosen, die das Feuer erwiderten. Es gab eine kürzere Feuerpause, und mein Vater und ich schauten mit einem Fernglas auf die einrollenden Panzer. Plötzlich ging die Schießerei wieder los und wir warfen uns hinter eine vorspringende Garagenmauer des Nachbarhauses. Nach einiger Zeit trat Ruhe ein, wir drehten uns um, und fast gegenüber von uns standen ein Planwagen, von zwei Pferden gezogen, und ein deutscher Soldat. Er rief uns zu: „He Ihr, kümmert Euch um die Pferde, ich hau ab!“ und verschwand im Hebsack-Hohlweg. Die Werfereinheit hatte das Feld schon geräumt und wir standen vor dem Pferdegespann. Keiner hatte je mit Pferden zu tun gehabt, doch es waren absolut ruhige Tiere und wir leiteten sie zum Hebsackgut, das landwirtschaftlich bewirtschaftet war. Der Pächter freute sich über die Tiere, die er gut gebrauchen konnte. Natürlich waren wir neugierig, was unter der Plane war. Was wir eigentlich nicht vermuteten: Wir fanden Munition verschiedenen Kalibers. Wir ließen den Wagen stehen, nach 24 Stunden war er nicht mehr da.

Während unserer Expedition saßen die Einwohner aus den Bezirken Herden, Zähringen, **Vorstadt** im Bunker hinter unserem Hause dicht gedrängt. Ursprünglich sollte der Bunker nur für Parteiangehörige reserviert sein. Solch eine elitäre Auslese ließ sich nicht durchhalten, bei den andrängenden Menschenmassen war eine solche Auslese nicht durchzuführen. Gegen 18 Uhr kam dann die Nachricht, die Franzosen seien auf dem Münsterplatz eingefahren, die Stadt sei an die Franzosen übergeben.

Angeblich soll die Stadt im letzten Haus am Jägerhäusleweg übergeben worden sein. Wir saßen noch beisammen mit Nachbarn und tranken die letzte Flasche Wein – aufgeteilt auf etwa zehn Personen – und schliefen zum ersten Mal ohne Fliegeralarm. Am nächsten Morgen fuhr ich mit dem Fahrrad wieder zum Dienst und blieb Dank der Rotkreuz-Armbinde unbehelligt bis zur Ecke Bromberg-Zasiusstraße. Dort stand auf jeder Ecke ein Panzer. Von mir verlangte man die goldene Uhr – ein Kommunion-Geschenk. Als ich mich hartnäckig weigerte, neigten sich vier Panzergeschütze auf mich – und da gab ich die Uhr ab.

Im Krankenhaus traf ich den französischen Arzt, der die kranken Gefangenen betreute. Ich erzählte ihm, was mir zugestoßen war, er schob erst den rechten Ärmel hoch – wortlos – dort sah ich vier Armbanduhr, dann den linken, dort sah ich fünf. Er zuckte mit den Achseln : „C’est la guerre“, und ließ mich stehen. Es war ja auch noch Krieg.

Während des Tages fuhren etwa vier oder fünf höhere Offiziere vor und verlangten den Chef. Die Verhandlung war kurz: wenn wir für die Franzosen arbeiten würden, ihre Verwundeten versorgten – es war ja noch Krieg -, dann bekämen wir die Entlassungspapiere. Der Chef bat sich aus, auch die Zivilpersonen versorgen zu können. Einstimmig kamen die Franzosen dem Wunsch entgegen und wir

hatten die Entlassungspapiere und ein „Laisser-passer pour jour et nuit“. Ich war frei, bei der „Sécurité“ soll nicht alles so glatt gelaufen sein.

Die transportfähigen deutschen Soldaten wurden alle in den nächsten zehn Tagen in die Schlageter-Kaserne, die jetzt Vauban-Kaserne heißt, verlegt und kamen größten Teils in französische Gefangenschaft. Unsere neuen Patienten verstanden uns meist nicht und wir konnten mit dem Schulfranzösisch fast nichts anfangen. Wir wussten etwas über den französischen Konjunktiv, aber der war nicht gefragt.

Es war wohl Anfang Mai, da kam gegen 22 Uhr der französische Sanka vorgefahren. Ein blasser junger Mann wurde hereingetragen – wohl im Capitains-Rang (Hauptmann), der offensichtlich nicht bei vollem Bewußtsein war. Das weiße Laken war über seinem Bauch voller Blut. Was war passiert? Der Offizier hatte sich beim Säubern der Pistole das ganze Magazin in den Bauch geschossen. Die Operation erfolgte sofort und verlief glatt. Nur eine Kugel hatte den Dünndarm leicht verletzt, die Blutung war beachtlich, aber auch die brachten wir zum Stehen und nach 12 Tagen konnten wir den Patienten entlassen. Der Chef bekam zum Dank ein Pfund Schwarztee und wir eine Stange Zigaretten amerikanischer Herkunft. Wir waren alle auf einmal reich, und unser Ansehen bei den französischen Truppen war gestiegen.

In diesen Tagen wurde auch das Langrohrgeschütz aus dem Lorettoberg-Tunnel gezogen. SS-Einheiten bedienten es – sie hielten es für die Wunderwaffe des Führers. Es kam Gott sei Dank nie zum Einsatz. Nach späteren Berichten der Franzosen soll das Geschütz nie einsatzfähig gewesen sein. Munition war offensichtlich auch nicht vorhanden.

Überhaupt war das Arbeiten anders geworden. Es gab die Fliegeralarme nicht mehr, die Zeit wurde wieder berechenbar, die Ordnung hatte das Alltagsleben wieder in Besitz genommen. Die in die Rückzugskämpfe verwickelten Franzosen schickten ihre Verwundeten zu uns, falls eine Operation nötig war. Unsere Französischkenntnisse waren mangelhaft, aber wir lernten schnell wieder vergessene Verben und im übrigen hielten sich die Franzosen auf Distanz. Eine so genannte „Fraternisierung“ war verboten. Die bestehenden Restaurants „Oberkirch“ und „Bären“ waren für die Offiziere beschlagnahmt.

Es gibt noch eine heitere Geschichte zu berichten, die sich in den ersten Besatzungstagen zugetragen hatte: Die Kinderklinik war ins Waisenhaus in Günterstal verlegt worden, mit einer eigenen Infektionsstation im Erdgeschoss. Irgendein dienstlicher Auftrag hatte mich dort auf diese Station geführt. Ich stand noch in dem großen Vestibül, um das die Zimmer lagen. Plötzlich stürmte ein bis an die Zähne bewaffneter französischer Soldat hinein, die Maschinenpistole in den Händen und redete viel Unverständliches. Alles versteckte sich. Er riss die Türen auf, stand plötzlich still, streckte die Fäuste in die Höhe und schrie aus vollem Hals: „Je dois pisser!“ Alles kam wieder aus der Deckung heraus, dem Mann konnte ja geholfen werden. Danach kam er wieder friedlich heraus, strahlte uns alle an, gab uns die Hand und redete auf uns ein, ging langsam

auf die Tür eines der Krankenzimmer zu, nahm ein krankes Kleinkind auf den Arm, gab ihm etwas Schokolade und war sehr zärtlich mit ihm. Ein groteskes Bild war das: in voller Ausrüstung, mit Pistole umgehängt, Handgranate am Gürtel und das sehr blasse, friedliche Kleinkind auf dem Arm. Ich musste zurückdenken, aber es war Gegenwart. Der kriegsgemusterte Soldat und das kranke und zarte Kind friedlich auf dem Arm. Ja, der Friede war noch sehr zerbrechlich und er bedurfte noch sehr der Pflege – wie das Kleinkind.

Wenig später traf der Chef, Prof. Dr. Noeggerath, ein, der die Klinik noch führte, der Nachfolger hatte noch nicht das „Placet“ der Franzosen. Ich stand dabei, als er meiner Schwester, die dort Ärztin war, mitteilte, er habe die Kollegin – „Sie erinnern sich noch“ – doch nicht eingestellt.

Ich muss zurückblenden: 20. Juli 1944. Die Kollegen fuhren mit der Straßenbahn nach Hause und die Insassen erzählten über das missglückte Attentat auf Hitler. Eine mitfahrende Medizinalpraktikantin erklärte offenbar laut: „Wenn's doch nur geklappt hätte!“ Schon am nächsten Tag kam sie nicht mehr zum Dienst, sie landete in Ravensbrück.

Ihr Bräutigam wurde für ein Ein-Mann-U-Boot eingesetzt. Obwohl Noeggerath damals alles versuchte, um die junge Kollegin frei zu bekommen – er hat sehr viel getan für alle Bedrängten und Juden, das muss hier gesagt werden – es gelang nicht.

Nach dem Krieg meldete sie sich, und Noeggerath versprach ihr die Einstellung an der Klinik. Als sie ihm zum Schluss erklärte, sie habe alle, die an ihrem Schicksal beteiligt gewesen seien, den Franzosen gemeldet – dies mit Erfolg –, habe er sie nicht mehr angenommen. Ich sehe mich noch dabei stehen: „Der größte Lump im Land, das ist und bleibt der Denunziant!“

Wir kamen bei einem späteren Treffen nochmals ins Gespräch zu diesem Thema: „Wenn wir nicht anfangen zu vergeben, wer soll dann uns vergeben – in diesen letzten Jahren ist von uns zu viel Schreckliches ausgegangen. Ich musste so handeln!“

Es kam die Zeit des Abschieds aus dem Loretokrankenhaus. Ich hörte, die Heidelberger Uni eröffnete zum Wintersemester. Freiburg folgte wenige Wochen später; es begannen die Examensvorbereitungen. Mir fehlte der Praktikantenschein für Gynäkologie, weil ich bei dem damaligen Chef der Frauenklinik aus dem Kolleg „geschmissen“ wurde. Doch der kommissarische Chef war sehr entgegenkommend und las im Wintersemester Geburtshilfe und Gynäkologie zusammen.

Am 1. Juli 1946 hatte ich Diplom und Promotion abgeschlossen. Ich ging nach Wangen im Allgäu – auch dort erlebte ich die Franzosen – ein anderes Kapitel. Heute denke ich noch immer zurück. Als ich Ende 1948 wieder nach Freiburg zurückkehrte, hatte der Aufbau schon wieder begonnen. Dennoch:

*Was ich besitze, seh' ich wie im Weiten*

*Und was verschwand, wird mir zu Wirklichkeiten.*

Goethe

***Dr. Heribert Richarz***